

Im Staub der Straße begann alles. Dort, wo das Regenwasser Kot und Abfall die Straßen hinuntertrug und als eine stinkende Masse über die Stadt verteilte, war nicht nur ein Paradies für Ratten und Mäuse entstanden, sondern auch eine Heimstatt für Huren, Taschendiebe, Lustknaben und Bettler. Sie alle versuchten jeden Tag aufs Neue, das Nötigste zum Essen zu beschaffen, um den Abend und die Nacht zu erleben, die einem weiteren trostlosen Tag vorausgingen.

In den Büchern, die Gelehrte über die Reiche Norlans schrieben, schien diese Stadt nicht vorzukommen. In ausschweifenden Sätzen pflegten sie sich über die prächtigen Paläste Miramias und den Silberdom von Tilanda auszulassen, die hochkönigliche Burg auf Zadar und die Pyramiden von Eukar. Selbst die hölzernen Kirchen von Aalstad und die bescheidene Kathedrale von Dhor fanden bei ihnen noch lobende Erwähnung. Wer aber schrieb über jenes Land, das eingezwängt zwischen den übel beleumdeten Hügeln von Ardistan und den ungastlichen Sümpfen der Numilen lag?

Dies war Korn, die hässlichste aller Städte, geknechtet unter der Oberhoheit der Inselfürsten von Ikila. Korn, eine Ansammlung verfallener Bauten, die von einer besseren Zeit kündeten, die es einst gegeben haben mochte, nun aber vergessen war. Korn, ein Tiegel all jener menschlichen Eigenschaften, über die man lieber schwieg, als dass man sie ans Tageslicht bringen wollte.

Es war ein trüber, regnerischer Tag, doch in Korn war das Wetter selten anders. In einem kleinen Verschlag zwischen einer Gerberei und der Stadtmauer erwachte ein Junge, der hier zusammengekauert genächtigt hatte, die Arme um die Knie geschlungen, um Kälte und Nässe weniger Angriffsfläche zu bieten. Er gähnte und streckte sich, derweil er unter dem hölzernen Dach hervorkroch, um sich aufzurichten. Den Kopf in den Nacken gelegt, fing er das Regenwasser auf, um seinen Durst zu stillen.

Seine vor Schmutz starrenden Finger glitten tief in die Taschen, um nach seinem Frühstück zu suchen: einem halben Apfel, den er vom Vortag übriggelassen hatte. Gierig biss er hinein, während er mit der freien Hand seine Augenklappe hochschob und ausgiebig kratzte. Jene Stelle, an der er bis vor einem halben Jahr ein linkes Auge besessen hatte, juckte noch immer. Doch insgesamt fühlte er sich besser, seit die Herrin ihm die Haare geschoren und damit den Heerscharen von Läusen ihre Wohnstatt genommen hatte. Freilich hatte sie das nicht getan, um ihm die Qualen zu erleichtern, sondern um eine Ansteckung ihres Gefolges zu verhindern. Er grinste, während er sich über den kahlen Kopf fuhr. Er wusste, dass ihm das haarlose Aussehen etwas Bedrohliches verlieh, und er genoss diese Vorstellung.

Rasch ordnete seine Kleider, die längst so zerschlissen waren, dass sie kaum noch ihren Zweck erfüllten. Mit einem Fußtritt beförderte er eine lästige Taube aus dem Weg und eilte zur Mauer, wo er seine Hose öffnete, um die Blase zu leeren. Ein Wächter, der auf der Mauer stand, betrachtete ihn mit nicht zu deutender Miene. Der Junge winkte ihm spöttisch zu und machte sich dann auf den Weg stadteinwärts.

*Einen Tag habe ich noch, sagte er sich selbst. Einen einzigen Tag nur.*

Bleadhe war der Name, den seine Mutter ihm einst gegeben hatte. Doch er hatte ihn beinahe vergessen. Unter dem Gesindel der Straße war er als Flick bekannt. Wie er zu diesem Spitznamen gekommen war, wusste er selbst nicht mehr. Aber er hatte nichts dagegen einzuwenden, denn es klang ähnlich wie „flink“, und das war seine wichtigste Eigenschaft.

Er lief an den Werkstätten der Seiler vorüber, die ihm mit misstrauischen Blicken nachsahen, und kam dann über die Schustergasse zum Galgenberg. Seit Tagen hing ein junger Korne dort, kaum älter als Flick. Längst hatten die Krähen ihm die Augen ausgehackt, aber Flick war dabeigewesen, als er wimmernd vor einer johlenden Menschenmenge aufgehängt worden war. Nun hing ein Schild um seinen Hals, auf dem in großen Buchstaben DIEB stand – was Flick zwar nicht lesen konnte, aber von anderen erzählt bekommen hatte.

*War halt dumm, sich erwischen zu lassen, dachte Flick, doch ihm war nicht wohl. Für gewöhnlich hatte er Spaß bei den Hinrichtungen, nicht aber, wenn man junge Diebe aufknüpfte. Mit gesenktem Kopf beeilte er sich, den Galgenberg hinter sich zu lassen, und bog in die Straße der Tuchmacher ein, die zum Hafen hinunterführte.*

An der ersten Kreuzung traf er auf Matt, einen Freund, der allerdings einen ziemlich unglücklichen Eindruck machte.

„He, Matt“, rief Flick ihn an. „So früh schon bei der Arbeit?“

Matt nickte unglücklich. Er hatte ein glattes Gesicht und langes Haar, das stets gewaschen und gekämmt war. Seine langen Wimpern verliehen ihm zusätzlich etwas Weibliches. So war für die Herrin früh klar gewesen, dass Matt besondere Aufgaben zugewiesen bekommen sollte.

„Es ist diese Woche schlecht gelaufen“, beklagte sich Matt. „Wenn ich heute keinen Kunden habe, dann schlägt mich die Alte tot.“

„Du hast einen ganzen Tag Zeit“, munterte Flick ihn auf. „Mach dir keine Sorgen, Matt!“

Der andere schüttelte den Kopf. „Sie sagen, ich werde langsam zu alt“, entgegnete er traurig. „Und ich glaube, dass sie recht haben.“

Mitleidig sah Flick ihn an. Matt war nicht älter als er: vierzehn oder fünfzehn, vielleicht auch sechzehn Jahre alt. Einmal öfter war er froh, nicht mit ihm tauschen zu müssen. Lieber lebte er mit der täglichen Gefahr, erwischt und aufgeknüpft zu werden, als mit alten Männern das Bett teilen zu müssen.

„Nun geh schon“, sagte Matt. „Wenn du neben mir stehst, wird erst recht niemand kommen.“

Flick klopfte ihm auf die Schultern. „Das wird schon! Viel Glück!“

Damit lief er davon, auf steilen Straßen dem Hafen entgegen.

Dafür, dass Korn die größte Stadt im Umkreis von hundert Meilen war, war sein Hafen überraschend winzig. Nur wenige Boote lagen vor Anker, und die meisten gehörten Fischern, die ihre Beute in offenen Lagerhallen ausnahmen, aus denen der Gestank herausströmte. Nur ein Handelsschiff lag vor Anker, eine prächtige Kogge aus Ikila. Unter den Stockhieben eines Aufsehers schleppten junge Arbeiter, fast noch Kinder, die Waren von Bord. Flick beobachtete sie grinsend. Wenn er sah, wie Gleichaltrige geschunden und geprügelt wurden und dabei vom Morgengrauen bis zum Sonnenuntergang zu schufteten hatten, schien ihm sein Schicksal stets ein wenig erträglicher.

Die Ikilaner zeigten sich nicht. Sie setzten nur einen Fuß auf den Boden Korn, wenn es ihnen unbedingt nötig erschien. Seit langem gehorchte Korn widerstandslos den Weisungen der Inselfürsten, so dass deren Anwesenheit kaum noch notwendig war. Zu einer dieser Weisungen gehörte, dass Korn mit keinem anderen Land als Ikila Handel treiben durfte. Jedes Schiff aus einem anderen Heimathafen, das trotzdem Korn anlief, gefährdete das Leben sowohl seiner Besatzung als auch jener, die es in Empfang nahmen.

Trotz der Trostlosigkeit des Hafens genoss Flick es, auf der Kaimauer zu sitzen und den auf den Wellen schaukelnden Booten zuzusehen. Er mochte das Geräusch, mit dem das Wasser gegen die Mauern schlug; er liebte es, den Möwen nachzuschauen, und er hatte Gefallen am salzgetränkten Wind, der ihm ins Gesicht blies.

„Was sitzt du hier herum, Bengel?“

Flick wandte sich um. Ein bulliger Aufseher hatte sich hinter ihm aufgebaut und die muskulösen Arme vor der Brust verschränkt. Mit dem Finger zeigte Flick fragend auf seine Brust, als bedürfte es noch einer Erklärung, dass jemand anders als er selbst gemeint sein könnte.

„Bist du blöde im Kopf, oder wie?“ brüllte der Mann. „Hier wollen Männer arbeiten! Wir brauchen hier kein faules Pack!“

Eilig kletterte Flick von der Mauer und sah sich nervös nach dem Kerl um, der aussah, als wollte er ihm gleich einen Fausthieb versetzen.

„Kriech zurück in die Gosse, aus der du gekommen bist!“ bellte der Aufseher.

Es war für Flick nicht ungewohnt, Beleidigungen zu hören. Tatsächlich gab es fast täglich jemanden, der ihn anbrüllte.

„Und wer bist du?“ fragte Flick, als er Boden unter den Füßen hatte und sicher sein konnte, einem Schlag schnell genug ausweichen zu können. „Der König des Hafens? Darfst ein paar stinkende Fische für die Ikilaner sortieren, und schon glaubst du, andere herumscheuchen zu können?“

Der Mann riss den Mund auf und entblößte braune, zu groß geratene Zähne. „Was?“ rief er. „Auch noch frech werden! Na, warte!“

Damit ließ er seine Faust fliegen. Gewandt duckte sich Flick, und der Schlag verfehlte ihn. Von einem Grunzen begleitet griffen zwei starke Hände nach ihm, doch sie waren so langsam, dass Flick hinter den Rücken des Hafenmeisters geeilt war, ehe dieser begriffen hatte, was vor sich ging.

*Er macht es mir sehr einfach*, dachte Flick kichernd. Unter den Straßenselbstern war er für seine Schnelligkeit bekannt, aber diesen Kerl hätte selbst ein Hinkender mühelos ausgetrickst. Übermütig schlug er dem Aufseher auf den Hintern. Der wandte sich schwerfällig um.

„Wenn ich dich kriege, reiße ich dir den Kopf ab!“ drohte er. „Stinkender Widerling!“

„Ist das dein Name?“ fragte Flick. „Sehr erfreut, ich werde Flick genannt!“

Mit einem Wutschrei warf sich der Hafenmeister auf ihn. Ein rascher Schritt zur Seite genügte, und der Mann stolperte und landete auf allen vieren. Sofort war Flick über ihm. Seine Finger fuhrten in die Manteltasche des Gestrauchelten und traf auf kaltes Metall. Triumphierend zog er die Hand heraus und war einige Schritte zurückgetreten, ehe der Aufseher hatte reagieren können.

„Du bist tot, Junge!“ brüllte der Mann. „Jetzt werde ich...“

„Tut mir leid, ich muss jetzt gehen!“ entgegnete Flick. „Ich habe, was ich wollte!“

Grinsend warf er vier Münzen in die Luft, fing sie geschickt auf und steckte sie in seine Tasche. Erschrocken griff der Hafenmeister in seine Manteltasche. Als er sie leer fand, brüllte er aus Leibeskräften: „Dieb! Zu Hilfe! Ein Dieb!“

Für Flick war dies das Zeichen, loszurennen. Mit einem Satz sprang er über eine geöffnete Kiste voller Trockenfisch. Seine Beine trugen ihn so schnell über das Hafengelände, als berührten die Füße den Boden nicht. Ein weiterer Aufseher, dem anderen in der Statur nicht unähnlich, war durch die Rufe aufgeschreckt worden und versuchte, sich Flick in den Weg zu stellen. Als der rechts an ihm vorbeilaufen wollte, griff er zu – und stellte verwundert fest, dass der kleine Dieb die Richtung gewechselt hatte und ihn links überholt hatte.

„Zu langsam, Schnecke!“ rief Flick dem Mann über die Schulter zu.

Dann verschwand er in einer Gasse. Er hörte nicht auf zu laufen, bis er außer Atem und weit vom Hafen entfernt war.

Als er später am Rand des Rübenmarkts saß und an einem gestohlenen Laib Brot nagte, ließ er sich den Vorfall durch den Kopf gehen. Es bereitete ihm Vergnügen, Dummköpfe auszutricksen und auszurauben. Allerdings hatte er sich bisher an die ungeschriebene Regel der Diebe gehalten, dass am Hafen niemand bestohlen wurde. Der Hafen war Einflussbereich der Ikilaner, und jede noch so kleine Störung des reibungslosen Arbeitsablaufs mochte ihre Aufmerksamkeit erregen. Wenn die Herrin hiervon erfuhr, stünde ihm gewiss eine Bestrafung bevor.

Das Jucken unter seiner Augenklappe nahm zu und wurde so quälend, dass er sein frisch erworbenes Brot beiseite legte, um sich ausgiebig zu kratzen. Dann verdeckte er das zerstörte Auge wieder mit der Klappe. Er bedauerte noch immer den Verlust dieses Auges, denn gerade für einen Dieb war gutes Sehvermögen beinahe ebenso wichtig wie flinke Hände.

*Wenn du uns als Dieb nichts mehr nützt, dann können wir dich ebenso als Bettler einsetzen*, hatte die Herrin ihm gedroht. *Blinde Jungen erwecken Mitleid und bringen mehr Profit als sehende.*

Die Drohung war kurz nach dem Verlust seines Auges ausgesprochen worden. Flick hatte schützend die Hand vor das verbliebene Auge gehalten und versprochen, keinen Anlass zur Unzufriedenheit mehr zu geben. Und so war es bis heute. Woche für Woche brachte er der Herrin gute Einnahmen, und momentan brauchte er sich um sein zweites Auge keine Sorgen zu machen.

*Dank diesem Trottel habe ich schon jetzt genug Geld*, dachte er zufrieden. Er hatte sich die Münzen inzwischen genauer angesehen und dabei festgestellt, dass neben drei kupfernen Kornschillingen ein ikilanischer Gulden darunter war – ein seltener Glücksgriff.

Nachdem er das Brot zur Gänze gegessen hatte, verspürte er immer noch Hunger. Er rieb sich seinen knurrenden Magen. Am nächsten Tag würde er die Herrin sehen. Und sie hatte stets etwas zu essen – zumindest, wenn man sie zufriedenstellte.

Aus seinem Versteck hinter einem Ochsenkarren beobachtete er, dass sich auf dem Markt eine Menschentraube gebildet hatte. Flick reckte den Hals und erkannte einen Schausteller, der mit eini-

gen Bällen jonglierte. Er hatte ihn schon mehrfach gesehen, kannte aber seinen Namen nicht. In der Regel setzte der Künstler seine Vorstellung mit immer größeren und gefährlicheren Gegenständen fort, bis er am Ende brennende Fackeln in die Luft warf und wieder auffing.

Flick kroch unter der Deichsel des Karrens hindurch und lief über den Markt. Er hatte sich kaum eine Vorstellung dieses Künstlers entgehen lassen. Für wen der Schausteller arbeitete, wusste Flick nicht. Jedenfalls stand er nicht im Dienste der Herrin, und das war das einzig Wichtige – denn gewiss hätte sie etwas dagegen gehabt, wenn Flick die Kunden bestahl, die den Mann hinterher bezahlen sollten.

Während er scheinbar interessiert die immer gleichen Kunststücke beobachtete, machte sich Flicks Hand selbständig und kroch in die Taschen der neben ihm Stehenden. Er fand viele Taschentücher, pelzige Handschuhe und ähnlich nutzlosen Kram. Doch hier und da traf er auf eine einzelne Münze, die geschwind in seiner eigenen Tasche verschwand.

Als er sich weiter durch die Menge drängte, wurde ein Kind auf ihn aufmerksam.

„Mama“, fragte das kleine Mädchen. „Was hat der denn mit seinem Auge?“

Die so angesprochene Mutter drehte sich um und zog die Kleine schnell weg. „Komm da weg, Drudhea! Der ist schmutzig!“

*Und er hat dein Geld*, fügte Flick in Gedanken hinzu, während er drei Geldstücke aus der Tasche der besorgten Mutter zwischen seinen Fingern spürte und seinen Weg fortsetzte. *Oh ja, die Herrin wird sehr zufrieden mit mir sein.*

Den Rest der Vorstellung sah Flick sich an, ohne weitere Zuschauer auszurauben. Obwohl dem Schausteller am Ende eine seiner Fackeln zu Boden fiel, konnte er das Missgeschick gutmachen, indem er sie mit seinem Fuß wieder in die Höhe beförderte und auffing. Begeistert klatschten die Umstehenden, und Flick fiel ein. Als der Künstler schließlich die Hand öffnete und um Geld bat, beschloss Flick, dass es besser war zu gehen, bevor allzu viele Leute die Leere ihrer Taschen entdeckten.

Hinter sich hörte er den erstickten Aufschrei der Mutter, die offenbar das Fehlen ihrer Münzen bemerkt hatte. Grinsend verschwand Flick in einer der Seitengassen.

Ein Sonnenuntergang war in Korn nicht zu sehen. Der fortschreitende Abend machte sich nur dadurch bemerkbar, dass die grauen Regenwolken noch ein wenig dunkler wurden. In den großen Straßen hatten sich die Laternenanzünder auf den Weg gemacht, die trostlose Nacht ein wenig zu erleuchten. Nachtwächter hatten Stellung bezogen, um den wenigen Kornen ein trügerisches Gefühl der Sicherheit zu geben, die verrückt genug waren, bei Dunkelheit auf die Straße zu gehen. Doch Sicherheit würde es nicht geben – fast alle Nachtwächter waren von der Herrin und ihresgleichen bestochen worden wegzusehen, wo immer ein Unglücklicher in die Gewalt eines Straßenräubers geriet.

Auch Flick beeilte sich nun, von der Straße zu kommen. Der Tag war die Zeit der jugendlichen Straßendiebe – die Nacht aber gehörte den älteren Räubern, die Korn mit ihren Fäusten und Dolchen unsicher machten. Mit seinen prall gefüllten Taschen wusste Flick, dass es besser wäre, sich zu verstecken. In einer ärmlichen Gasse hinter dem Schweinemarkt stieg er durch das Fenster eines verfallenen Hauses und kletterte in dessen Inneres.

Er kannte dieses Haus. Einst hatte eine verrückte alte Schachtel hier gelebt, die im Ruf gestanden hatte, eine Hexe zu sein. Niemand wusste, wie sie gestorben war. Manche munkelten, wütende Nachbarn seien eines Nachts in ihr Heim eingedrungen und hätten sie erschlagen. Gefunden hatte man sie aber erst, als die Ratten ihr totes Gesicht bis auf den Schädelknochen abgefressen hatten. Niemand hatte dort einziehen wollen, und so stand das Haus nun leer und bot in manchen Nächten Flick und anderen Straßendieben ein Obdach.

Sogleich kletterte Flick über die Leiter auf den Dachboden. Nur dort konnte man Schlaf finden. Zu ebener Erde war das Haus von Ratten verseucht, und zudem wäre man dort vor Einbrechern nicht sicher, die den Dieben ihre Beute abnehmen wollten. Flink gelangte er auf den Boden. Da es bereits zu dunkel war, um alle Winkel einzusehen, suchte er sorgfältig alle Ecken ab, ehe er sich traute, die Leiter heraufzuziehen. Wenn einer seiner Vertrauten kommen sollte, würde Flick sie wieder hinab-

lassen.

Wind und Regen drangen durch das undichte Dach und schienen alles zu durchnässen. Doch Flick kannte inzwischen die Winkel, die trocken blieben, wenn der Wind nicht gar zu ungünstig stand. Er fand die staubigen und von Motten zerfressenen Decken, in die sich die hier Übernachtenden zu hüllen pflegten und schüttelte sie aus, um sein Nachtlager mit möglichst wenig Wanzen teilen zu müssen. Dann setzte er sich und starrte durch ein Loch im Dach auf den Himmel, der so wolkenverhangen war, dass kein Schein des Mondes zu sehen war. Gelegentlich hörte man eine Windböe, die den Sprühregen gegen die Wände warf, und vereinzelt erreichten ihn die Tropfen.

„Das war ein guter Tag“, sagte Flick zu sich selbst. „Die Herrin wird zufrieden sein.“

Vorsichtig hob er die Augenklappe an und kratzte die höllisch juckenden Stellen um sein fehlendes Auge. Seufzend lehnte er sich dann zurück und schloss das verbliebene Auge. Langsam nickte er ein.

Es war tatsächlich erst zwölf Jahre her, dass es nur einen Jungen namens Bleadhe gegeben hatte und niemand daran dachte, ihn bei einem Diebesnamen zu rufen. In jener Zeit hatte eine schwächliche Frau am Rand einer schlammigen Straße gesessen, die Hand ausgestreckt, um sich von den Passanten das nötige Geld für ein Essen zusammenzubetteln. Ihren Namen wusste Flick nicht mehr, und er spielte für ihn auch keine Rolle.

Zwei Kinder hatten stets bei der Frau gesessen, die schmutzigen Daumen in den Mund gesteckt. Mit großen Augen hatten sie hungrig zu den Vorbeigehenden aufgesehen, und mancher hatte sich durch die flehenden Blicke erweichen lassen, der Mutter etwas Geld zu geben. Hatte sie genug Münzen beisammen, war sie zum Markt gegangen, um Essbares zu erwerben. Doch selten hatte sie genug für sich, denn ihr erster Gedanke hatte ihrem jüngsten Sohn gegolten, ihr zweiter dem älteren, und sie selbst war zuletzt gekommen. In den Jahren, seit ihr Mann sie allesamt aus einer Laune vor die Tür gesetzt hatte, war sie so bis auf das Skelett abgemagert und hatte an schlechten Tagen kaum Kraft, sich aufzurichten.

Es war ein Frühlingstag gewesen, verregnet wie fast alle Tage des Jahres in Korn, an dem sich die drei Unglücklichen unter das Vordach einer Kirche gekauert hatten, um die Besucher des Gottesdienstes um Geld zu bitten. Wenig war dabei zusammengekommen, und trübsinnig hatte sich die arme Frau auf einen weiteren entbehrungsreichen Tag eingestellt. In dieser Stunde war etwas geschehen, was sich Flicks Gedächtnis für immer eingepägt hatte.

Wenige Ereignisse durchbrachen die Eintönigkeit in Korn. Es gab so gut wie keine Reisenden, denn die Welt hatte Korn vergessen. Wohl hatte man hier gehört, dass ein neuer Hochkönig namens Baldhur in Zadar herrschte, aber es war fraglich, ob der Hochkönig umgekehrt von Korn gehört hatte. Wie seinen Vorgängern schien ihm die Stadt gleichgültig zu sein. Ja, nicht einmal die Haronen hatte man in Korn fürchten müssen, denn auch sie hatten die Existenz der trostlosen Stadt übersehen. So drehte sich alles in Korn um sich selbst, die immer gleichen Abläufe wiederholten sich Tag für Tag, und Abwechslung boten nur die Hinrichtungen auf dem Galgenberg oder der immer wieder vorkommende Einsturz eines Wohnhauses in den ärmlichen Bezirken.

Doch nicht an jenem Tag!

Eine ungewöhnliche Prozession war vor der Kirche erschienen. Zu viert waren sie gewesen, und unschwer war zu erkennen, wer die höchste Stellung dieser Gruppe innehatte. Eine Frau hatte die merkwürdige Schar geführt, doch nicht irgendeine Frau. Sie war beleibt gewesen, gehüllt in ein weißes Seidenkleid, das für die Umgebung ganz und gar unpassend war. Die Schleppe des Kleides war braun vom Schlamm der Straße gewesen, doch das hatte der Frau nicht ihre Würde genommen, die sie mühsam zu wahren gesucht hatte. Ihr Gesicht war weiß geschminkt, nur die Lippen hatten blutrot daraus hervorgestochen. Das Haar aber war schwarz gefärbt und in einer kunstvollen Frisur hochgesteckt, zu deren Schutz ein kornischer Diener mit einem Schirm neben der Dame hergegangen war.

Unnötig zu erwähnen, dass dies keine Kornin war. Eine Ikilanerin aus hohem Hause war sie, begleitet von einem Diener und zwei Soldaten, die wachsam hinter ihr schritten, die Hände stets

griffbereit auf den Schwertern.

Zwar herrschten die Inselfürsten von Ikila seit langem über Korn, aber nur selten ließen sie sich dazu herab, ihre sauberen Füße in die schmutzige Stadt zu setzen. Und wenn dies nötig war, dann schickten sie für gewöhnlich ihre Soldaten, nicht aber eine Dame aus einem der Adelshäuser. Diese Frau aber war eine der wenigen Ausnahmen gewesen. Sie war nicht nur in Korn eingedrungen, sondern auch in das Leben der armen Bettlerin und ihrer zwei Kinder.

„Halt!“ hatte die Dame ihrem Diener befohlen. Sodann hatte sie sich über die traurige Familie gebeugt und sie inspiziert, während der Diener sich bemüht hatte, den Regen von ihrer kunstvollen Frisur fernzuhalten. Die Bettlerin hatte schüchtern ihre Hand vorgestreckt, doch die Ikilanerin hatte diese Geste nicht beachtet.

„Wie alt ist dieses Kind?“ hatte die Dame gefragt und auf den Älteren gezeigt.

„Er ist fünf Jahre alt, edle Herrin“, war die Antwort der Mutter gewesen. „Und ich brauche Geld, um ihn durchzubringen.“

Die Ikilanerin hatte genickt und ihre Finger, die in weißen Stoffhandschuhen steckten, über die Brust des Jungen fahren lassen. „Dünn ist er, aber nicht in Gefahr zu verhungern. Was meinst du, Oredhe? Ist er geeignet?“

Ihr Diener hatte nach dem Kinn des Kindes gegriffen und den Blick des Jungen gesucht. „Wache Augen“, hatte er gesagt. „Noch nicht trübsinnig.“

Während die Bettlerin dem Gespräch nur verständnislos gefolgt war, hatte die Ikilanerin einen Geldbeutel hervorgezogen. Schon hatte sich der Blick der Mutter aufgehellt und sich in ungläubiges Staunen verwandelt, als die Dame fünf ikilanische Gulden hervorholte. Dann aber hatte sich ihre Stimmung schlagartig gewandelt, als die Erklärung gefolgt war: „Ich kaufe deinen älteren Sohn. Sind fünf Gulden genug?“

Erschrocken hatte die Mutter das Kind an sich gezogen. „Was redet Ihr da? Ich werde doch nicht meine Kinder verkaufen.“

Die Ikilanerin hatte das Gesicht verzogen, als bedeutete es größte Überwindung für sie, mit einer kornischen Bettlerin zu sprechen. „Nicht? Willst du sie denn verhungern lassen?“

„Ich kann für meine Kinder sorgen!“ hatte sich die Mutter verteidigt. „Geht jetzt Eures Weges!“

Kopfschüttelnd war die Dame fortgefahren: „Gute Frau, du kannst diesen Kindern nichts geben. Sollten sie überleben, werden sie ein Leben als Bettler führen. Das Leben wird ihnen nichts als Leid und Entbehrungen bieten, bis sie irgendwann in einem Graben sterben, sei es durch Hunger oder Krankheit. Willst du das Beste für deine Kinder?“

Schüchtern hatte die Kornin genickt. Tränen waren über ihr schmutziges Gesicht gelaufen. „Ich bin ihnen eine gute Mutter!“

„Sicher gibst du dein Bestes! Aber was ist das schon bei deinen Möglichkeiten? Und nun hör, was ich deinem Sohn bieten kann: ein Leben als Diener an einem ikilanischen Hof. Er wird jeden Tag speisen können, in einem warmen Bett schlafen, ja, er wird sogar lesen und schreiben lernen. Wie oft wird einem kornischen Jungen von so niedriger Geburt eine solche Gelegenheit zuteil? Willst du sie verstreichen lassen und ihn dem traurigen Schicksal überantworten, das so viele Bewohner dieser verfluchten Stadt teilen?“

Stumm umarmte die Mutter ihren älteren Sohn. Die Ikilanerin griff derweil erneut in ihren Geldbeutel. „Da ich sehe, dass du deinen Sohn so sehr liebst, erhöhe ich den Preis auf zehn Gulden.“

Beim Anblick von so viel Geld wurde der Griff der Bettlerin schwächer. Ihre Augen wanderten zwischen den Münzen und ihrem Sohn hin und her.

„Zehn ikilanische Gulden! Von so viel Geld kannst du ein Zimmer mieten und wochenlang gut essen. Du kannst etwas aus deiner Erscheinung machen und eine Arbeit finden. Und deinem jüngeren Sohn kannst du eine Zukunft bieten, die ihn mit Glück nicht auf den Weg führt, den der Abschaum dieser Stadt geht.“

Stumm sah die Bettlerin ihrem älteren Sohn ins Gesicht. Ihre Tränen flossen, als sie ihm erklärte, er werde nun eine Reise machen, und er möge ein tapferer Junge sein. Sie küsste ihn wieder und wieder, während die Ikilanerin geduldig wartete. Dann aber löste der Diener das Kind mit sanfter Gewalt aus den Armen der Mutter. Jetzt erst schien der Junge zu begreifen, was ihm widerfahren

sollte.

„Mama!“ schrie er und begann zu weinen.

„Wartet“ rief da die Bettlerin und machte Anstalten, sich zu erheben. „Ich habe es mir anders überlegt. Ich möchte ihn doch nicht weggeben.“

Bestimmt ergriff die Ikilenerin die Hand der Frau und steckte ihr zehn goldene Münzen zu. „Was du getan hast, war richtig, gute Frau! Kauf nun dir und deinem Jüngeren etwas zu essen! Viel Glück!“

Den schreienden Jungen auf dem Arm des Dieners, entfernten sie sich. Weinend war die Mutter zusammengebrochen. Die Arme hatte sie um ihre Knie geschlungen. „Ich habe mein Kind verkauft“, hatte sie geschluchzt. „Was für eine Rabenmutter ich doch bin!“

So hatte sie sich eine kleine Ewigkeit ihrer Verzweiflung hingegeben und nicht auf ihren jüngeren Sohn geachtet, der ihr bestürzt zugesehen hatte. Selbst als der Gottesdienst beendet war und die Besucher die Kirche verließen, hatte sich die Mutter nicht beeindrucken lassen und weitere Tränen vergossen. Die Kirchgänger hatten sie angestarrt und waren ihrer Wege gegangen.

Irgendwann aber hatte sie aus rotgeweinten Augen aufgeblickt und ihren verbliebenen Sohn angeleuchtet. Sie hatte ihn an sich gezogen und ihm einen Kuss gegeben.

„Wir gehen nun und essen uns satt, mein Liebling!“ hatte sie gesagt, gefolgt von einem Versprechen: „Von heute an wird alles anders, mein Bleadhe!“

Auf dem Dachboden des verfallenen Hauses lag Flick, der Straßendieb, in seiner Decke. In einen Schlaf voll unruhiger Träume war er gefallen. Während der Wind draußen unvermindert heftig blies, glänzte eine Träne auf der Wange des schlafenden Jungen.

„Mutter!“ rief er, während er sich auf die andere Seite wälzte.